



Leseprobe

Ben Riffko
Grünes Öl
Thriller

»Hut ab vor diesem Erstlingswerk!« *Bayern 2, Sdg. "Notizbuch"*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,99 €



Seiten: 560

Erscheinungstermin: 12. Oktober 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Was wäre, wenn das Öl-Monopol fällt und jeder seinen eigenen Brennstoff produzieren könnte? ++ CRIME COLOGNE AWARD SHORTLIST ++

Weltweit ist der Kampf um begrenzte Rohstoffe in vollem Gange. Wasser und Öl werden immer knapper. Staaten und ihre Geheimdienste müssen handeln. Als Venture Capital Investor der CIA soll Peter Miller in Europa neue Wege erschließen, die amerikanische Energieversorgung zu sichern. In Belgien wird er fündig: Zwei junge Unternehmer sind auf dem besten Weg, aus genmanipulierten Algen Treibstoff zu gewinnen, der sowohl umweltfreundlich als auch preiswert ist. Diese Erfindung könnte die bestehende Weltordnung auf den Kopf stellen. Miller ist nicht der Einzige, der das außergewöhnliche Wissen des belgischen Start-ups und seiner Gründer erkennt. Die Jagd auf das Grüne Öl ist eröffnet ...

Autor

Ben Riffko

Ben Riffko ist das Pseudonym eines deutschen Juristen und Beraters mit Schwerpunkt grüne Technologien. Seine Begegnung mit einem ehemaligen Waffenhändler, der in die Produktion von Öl aus Algen investiert hatte, inspirierte ihn zu seinem ersten Thriller.

BEN RIFFKO

**GRÜNES
ÖL**

Thriller

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

»Alle auf das Recht anderer Menschen bezogenen Handlungen, deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, sind unrecht.«

Immanuel Kant, *Zum ewigen Frieden*

Meinen Liebsten

Prolog

Sie sagen, ich bin tot. Ausgelöscht, ein Nichts. Ich existiere nicht mehr, und trotzdem spüre ich die Schmerzen ihrer Folter. Der Tod ist doch der Zustand, in dem man auf nichts mehr wartet? Ich warte darauf, dass die Qualen endlich vorbei sind. Meine körperliche Hülle ist ausgezehrt, aufgebraucht, am Ende. Herz und Geist sind gebrochen. Tötet mich richtig, nicht nur ein wenig. Warum wollen die, dass ich noch lebe?

Ich führte ein normales Leben, bis »sie« mich unter Druck setzten, mich erschossen, aber nicht töteten. Seitdem verfaule ich in der Hölle. Wie lange schon weiß ich nicht. Mit allen Mitteln wollen sie mich zum Reden bringen. Sie spritzen mir Psychopharmaka, die mich verblöden lassen. Gegen die Schmerzen der Folter verabreichen sie mir Morphinum. Niemanden werde ich verraten, wie auch, ich kann mich an nichts erinnern.

Wenn die Folterknechte meine Zelle betreten, schreie ich ihnen entgegen: »Ich bin unschuldig!« Unschuldig, ohne überhaupt zu wissen, wessen die mich für schuldig halten. Warum bin ich hier? Wieso hat alles so geendet?

Voller Drogen vegetiere ich in diesem Dreckloch vor mich hin. Abwechselnd zittere ich vor Kälte, schwitze vor Panik, bekomme keine Luft oder hyperventiliere. Mein Verstand ist zu nichts zu gebrauchen, ein Gedanke malträtiert mich.

»Hier findet dich niemand!«

Die beherrschen ihr Handwerk, das Spiel, bei dem es ums Täuschen, Tarnen, Töten geht. Ich bin der Verlierer. Eine überflüssige Figur auf deren globalem dreidimensionalem Schachbrett. Mich kann man jederzeit opfern. Die brauchen ein ahnungsloses Bauernopfer, damit sie mindestens ein Remis erzwingen. Mein Tod ist so ein Remis. Ein Sieg jedenfalls nicht, insbesondere nicht für mich.

Stinkende, schwitzende Männer prügeln sämtliches Gefühl für Zeit aus mir heraus. Der mit der Glatze ist der Brutalste. Immerzu brüllt er mich an, schlägt auf mich ein. Seine Schreie höre ich nur sehr leise. Das brackige Wasser, in das er meinen Kopf drückt, schluckt den Schall seiner Stimme. Kurz bevor ich ersticke, reißt er mich hoch, bombardiert mich mit Fragen. Wenn ihm meine Erwidierungen nicht gefallen, zerrt er an meinen Haaren, drischt mir wahllos weiter ins Gesicht. Erschöpfung und Panik verwischen die Erinnerung an meine Antworten. Mein Gehirn ist ein undefinierbarer Brei. Bei jedem Schlag schwappt es zwischen meinen Ohren hin und her. Der Glatzkopf sagt, er wird mich brechen, mich dazu bringen auszupacken. Seine Lieblingssätze sind: »Arschloch. Mach es mir nicht so schwer. Du hast doch nur noch einen einzigen Freund auf der Welt. Der bin ich. Um die anderen musst du dich nicht kümmern. Das erledigen wir.«

Er meint, ich sei gut. Noch keiner habe so lange durchgehalten wie ich. Entweder haben die anderen ihr Leben oder ihren Verstand verloren. Ich kann mir aussuchen, wie es bei mir laufen wird.

Er würgt mich, ich verkrampfe, will schreien voller Angst. Ein übel riechendes Tuch stopft er mir als Knebel in den Mund. Neben mir steht der Eimer mit einer eklig grünen

Brühe. An den Haaren zieht er meinen Kopf nach hinten, deckt mir Nase und Mund mit alten Lappen zu. Langsam und schubweise gießen seine Helfer den Inhalt des Eimers über die Lappen.

»Warum warst du Drecksack in Spanien? Was hattest du vor?«

Damit ich antworten kann, nimmt er mir, kurz bevor ich ersticke oder vor Panik im Todeskampf ohnmächtig werde, den Knebel aus dem Mund. Trotz der Qualen antworte ich nicht. Es fehlt mir jegliches Wissen über mein Leben, bevor sie mich in dieses Loch schleppten.

»Was glaubst du, ist in dieser grünen Brühe?«

Ich weiß es nicht.

Nach seinen harten Schlägen in mein Gesicht, tropft Blut aus Nase und Mund. Ich schmecke es. Unaufhörlich vermischen sich rote Tropfen mit der grünen Brühe. Wieder drücken seine Helfer meinen Kopf in den Eimer, gießen Flüssigkeit nach. Endlose Sekunden ohne Luft. Wirre Gedankenblitze schießen durch mein Gehirn. Wer sind die? Warum foltern die mich? Ich habe doch nichts verbochen!

Der Schlafentzug macht mich wahnsinnig.

Wenn ich in dem dunklen, kalten Raum alleine bin, lassen sie neben der Pritsche, an der sie mich festgebunden haben, Flüssigkeit auf umgedrehte Blechschalen tropfen. Die monotonen Geräusche verfolgen mich. Das blecherne Getöse der Tropfen rast unaufhörlich durch meinen Kopf. Verängstigt wie ein Rind vor der Schlachtung warte ich auf die Rückkehr der Folterknechte. Aufgrund der Schmerzen und der Drogen werde ich häufig ohnmächtig. Der eklige Gestank überall trägt ebenfalls dazu bei. Gestank wie nach getaner Arbeit in einem Schlachthof.

»Rede endlich, du Mistkerl, los sprich. Was war in Spanien? Wieso warst du Arschloch dort?«

Der noch intakte Rest meines Gehirns sucht verzweifelt nach Namen und Orten. Ergebnislos. Ist es besser, dass ich mich nicht erinnere? Schläge. Ich schreie mir die Seele aus dem Leib. Niemand hört mich.

Nach den endlosen Qualen fesselt mich der Glatzkopf mit Kabelbindern an die vollgekotzte Liege. Sie stinkt nach Pisse. Ist die von mir? Der Knebel drückt auf mein Zahnfleisch, füllt meinen Mund vollständig aus, tötet meine Stimme. Ohnmacht überkommt mich.

Zeit vergeht, bis ich aufwache. Vermutlich von den Drogen, die sie mir spritzen. Die Einstiche am Unterarm sind frisch. Ich zittere vor Kälte.

Mein Tod ist genauso ungewöhnlich wie die letzten Wochen meines Lebens. Da ist ein Gewirr von Stimmen, das Getrappel von Stiefeln, Glas zersplittert, Angstschreie Unschuldiger. Ein Kugelhagel, abgefeuert aus Waffen, die zu einem Sondereinsatzkommando gehören.

Drogen und Folter löschen beharrlich mein Leben aus, doch ein Gesicht vergesse ich nie ...

1. Kapitel

Freitag, 24. März 2017 – 22:05 Uhr – Costa Blanca

Darauf hatten die fünf Männer lange gewartet. Die Nacht war perfekt für ihr Vorhaben. Der Mond schien kaum, und nur ihre Taucherlampen beleuchteten den steinigen Weg die steile Felsenküste hinunter. Es roch nach der üppigen Vegetation des Mittelmeers im beginnenden Frühjahr. Alles war still bis auf das Schlagen der Wellen, die sich leise und in eintöniger Gleichmäßigkeit am Ufer brachen. Die Männer mussten sich durch stachelige Büsche bis zu der geplanten Einstiegsstelle hindurchquälen. Gespenstische Schatten liefen vor ihnen her, als sie ihre Ausrüstung den Abhang nach unten trugen. Ihre Fahrzeuge standen oben – alte, unscheinbare VW-Busse, randvoll mit modernster Technik beladen. Was sie hier taten, war nicht für fremde Augen bestimmt. Sie durften kein Aufsehen erregen. Nicht jetzt, da sie so kurz vor dem Ziel waren.

Sie waren ein eingespieltes Team. Jeder wusste, was er zu tun hatte. Heute galt es zu beweisen, dass die vielen Monate der Recherche sie zu dem richtigen Platz geführt hatten. Sie waren auf der Suche nach Süßwasser. Die fünf Männer erwarteten, es im Meer zu finden.

In ihrem alten VW-Bus lag ein aktuelles Luftbild der Küste von Moraira. Lange hatten sie gesucht, bis sie diese Stelle

fanden. Der Platz war ideal, um ihre Fahrzeuge in der Nähe des einsamen Pfades zwischen dem Cap de la Nau und dem Cap d'Or zu parken. Die Suche konnte beginnen.

Sie wussten seit Langem, dass in der Nähe ihres Standortes unterirdisch der Süßwasserfluss Moraig ins Meer mündet. Wo er seinen Ursprung hat, war unbekannt.

»Pedro, hast du die Karte?«

Der Portugiese reichte dem Mann eine in Folie verschweißte Grafik. Sie zeigte sorgfältig dokumentiert das derzeit bekannte, spektakuläre Höhlenlabyrinth, das der Moraig in die Felsen gegraben hatte. Mehrere Tausend Meter schlängelte sich irgendwo unter ihnen der Fluss durch die Felsen hindurch ins Meer. Um den genauen Verlauf herauszufinden, hatten viele wagemutige Männer seit den Siebzigerjahren ihr Leben gelassen.

Das schreckte Andreas Guggemoos und sein Team nicht ab. Sie blickten auf das nächtliche Meer unter ihnen. Für jeden der ausgesuchten Spezialisten ging es bei ihrem Vorhaben um die nackte Existenz. Seit vielen Jahren lebten der aus dem Allgäu stammende Höhlentaucher und sein Team schon hier, in der ausgetrockneten Gegend im Süden Spaniens. Täglich spürten sie, wie gefährdet die Versorgung der Region mit Wasser war. Die seit ewigen Zeiten anhaltende Dürre zeigte auf dramatische Weise die Versorgungsengpässe auf. Eine gerechte Verteilung des wenigen vorhandenen Wassers zwischen Landwirtschaft, Industrie und Bevölkerung war kaum noch gewährleistet. Aguas Bravas, der führende Wasserversorger, war ratlos. Das Unternehmen hatte es seit Jahren verpasst, in den Bau einer neuen Entsalzungsanlage zu investieren. Ein solches Vorhaben würde Milliarden verschlingen. Gelder, die nicht vorhanden waren. Guggemoos

und seine Männer glaubten fest daran, eine Lösung zu kennen.

Freitag, 24. März 2017 – 22:15 Uhr – Brüssel

Heftige Sturmböen zogen an diesem späten Abend über den Flughafen Brüssel-Zaventem hinweg. Ellen Bilberg hatte soeben ihren Kontrollgang durch die Kabine des Airbus A340-300 beendet. Jetzt musste sie sich rasch anschnallen. Es waren die letzten Minuten vor dem Ende ihres langen Arbeitstages. Als Flugbegleiterin war sie unruhige Landungen gewohnt. Heute Abend wollte sie, völlig genervt von allem, nur noch raus aus dem Flieger. Nach Hause, zu ihrer Katze, in die warme Wohnung – und zu Jacques. Ihre neue Liebe hatte ihr versprochen, am Abend ihrer Rückkehr für sie zu kochen. Ein warmes Bad wollte er ihr einlassen und sie mit einer Massage verwöhnen. Er wollte alles tun, um sie den Neunstundenflug vergessen zu lassen. Fünfzehn Jahre Arbeit als Stewardess und ein ausschweifender Lebenswandel lagen hinter ihr. Da taten die letzten Wochen gut. Nach einem Flug kam sie endlich in ein Zuhause, wo nicht nur ein Vierbeiner auf sie wartete, sondern auch ein attraktiver Mann.

Als die Räder des Airbus festen Boden berührten, dachte sie an nichts anderes mehr. War Jacques schon bei ihr? Sie konnte es kaum erwarten, bis die letzten Passagiere das Flugzeug verlassen hatten. Wenig später lief sie mit raschen Schritten Richtung Ausgang des Flughafens.

Vor ungefähr einem Jahr hatten sich hier in der Halle, morgens gegen acht Uhr, zwei islamistische Terroristen in die Luft gesprengt. Ihre Nagelbomben hatten dazu geführt, dass die Glasfront der Abflughalle zu Bruch ging. Teile der Hallendecke stürzten ein. Mindestens elf Menschen wurden

getötet, mehr als hundert teilweise schwer verletzt. Sie selbst hatte an dem Tag freige habt. Das Schicksal hatte sie verschont.

Ellen empfand das als Aufforderung, ihr Leben in vollen Zügen zu genießen. Schließlich lebte man nur einmal. Das sollten all die einigermaßen passabel anmutenden Männer dieses Planeten ruhig erfahren. Ihr war es nur recht. Jedenfalls bis zum Neujahrstag 2017. Aus alter Tradition und aus Kostengründen hatte ihre Airline auch dieses Jahr wieder die Flüge am 1. Januar gestrichen. Die Silvesterparty bei Freunden war daher umso ausgelassener ausgefallen. Bei dieser Gelegenheit war der gut aussehende Jacques bei ihr hängen geblieben.

Ellen hetzte durch die immer noch stark bewachte Abflughalle. Als sie die Glitzerfassaden der Flughafengeschäfte passierte, musste sie an Luanda denken. Die Hauptstadt Angolas zu erleben war ebenso faszinierend wie verstörend. Das Land verfügte über enorme Vorräte an Öl und Diamanten. Binnen kürzester Zeit war Luanda zu einer der großen Ölmegapolen der Welt aufgestiegen. Das enorme Wachstum brachte zusätzliches Geld ins Land. Es war nicht zu übersehen, dass Milliarden in neue Ölrigger und immer höhere Büro- und Wohntürme investiert wurden. Luanda gehörte aktuell nicht nur zu den teuersten und größten Städten der Welt, sondern zugleich zu den ärmsten. Millionen Menschen lebten in riesigen Slums, den Musseques. Wellblechhütten und der Müll der reichen Städter bestimmten dort ihr Leben. Eng an eng gepfercht, lebten sie zwischen den Müllhalden am Stadtrand. Ellen hatte das im Vorbeifahren aus dem Bus auf dem Weg vom Flughafen beobachtet. Aus dem Fenster des Hochhauses mit der schicken Glasfassade, in dem Ellen

mit ihrer Crew untergebracht war, war diese Armut nicht zu erkennen. Ellen hatte die absurden Preise in Luanda am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Ihr Ausflug vor zwei Tagen zu den Kalandula-Wasserfällen war richtig teuer gewesen. Doch es hatte sich gelohnt. In jedem Fall war das ein Ziel für ihre Flitterwochen. Sie würden es sich erlauben können, sobald Jacques' Firma richtig gut lief.

Freitag, 24. März 2017 – 22:35 Uhr – Costa Blanca

Der Platz vor den beiden VW-Bussen füllte sich weiterhin mit technischem Gerät. Hier ein Set aus Scheinwerfern, da eine Vielzahl von Pressluftflaschen in unterschiedlichen Größen und Farben. Überall lagen Flossen, Masken, Gewichte, Neoprenanzüge herum. Vorsichtig trugen die Männer die speziell für ihr Vorhaben entwickelte Metallkonstruktion den steilen Weg hinunter. Die Basis bildete der Aquazepp, ein unterwassertauglicher Schlitten. Andreas Guggemoos, der Chef der Taucher, würde auf dem Schlitten liegen und sich über Stunden von ihm in die Tiefe ziehen lassen. Die erfahrenen Höhlentaucher hatten den Aquazepp mit einer Konstruktion aus Metallrohren, Leuchten und Pressluftflaschen ergänzt. Diese musste den Anforderungen an die lange Verweilzeit unter Wasser und den engen Gängen gerecht werden. Von der Zuverlässigkeit des Scooters hing Andys Überleben unter Wasser ab. Ein kleiner technischer Fehler und er würde ohne Hilfe des Motors nie mehr aus der Höhle zurückfinden.

Der deutsche Taucher atmete tief und ruhig die klare Luft der Nacht ein und aus. Er wollte sich konzentrieren, die ganz normale Atmung bewusst genießen, solange das noch ging. In wenigen Minuten würde er, umhüllt von der schützenden Dunkelheit, in das Meer steigen, um den Zugang zu der

Süßwasserhöhle zu finden. Wenn ihre Berechnungen stimmten, waren sie ganz in der Nähe der Quelle. Verrückt, dachte er sich einmal mehr, dass sie ausgerechnet im Meer nach Trinkwasser suchten! Vor vielen Jahren hatten sie zufällig die Geschichte von dem unterirdischen Fluss gehört. Angeblich führte der ausreichend Süßwasser mit sich, um diese extrem karge Küstenlandschaft im Südosten Spaniens bewässern zu können. Seit Monaten hatte das Team sich der Aufgabe gewidmet, den Ursprung der unterirdischen Quelle zu finden.

Ihr Motiv war simpel. Es sollte den Menschen hier nicht so gehen, wie den Einwohnern von Kapstadt. In Südafrika war 2016 erstmals weltweit eine Millionenstadt von der Wasserversorgung abgeschnitten. Das Trinkwasser aus den Stauseen um den Theewaterskloof-Damm stand nach Jahren der Dürre nicht mehr zur Verfügung. Kapstadt war ohne Wasser. Meteorologen sagten vorher, dass die Trockenheit noch lange nicht zu Ende war. Wasser wurde in Kapstadt und Umgebung nur noch in streng rationierten Mengen und zu Wucherpreisen von lokalen Geschäftemachern verkauft. Die Stadtverwaltung hatte auf ganzer Linie versagt. Trotz frühzeitiger Warnungen waren keine Vorkehrungen für Kapstadt getroffen worden. Die Bürger reagierten mit Tumulten und Plünderungen der letzten Wasserreserven.

Die Tage bis zum »day zero«, dem Tag ohne auch nur einen einzigen verbliebenen Tropfen Wasser, waren zählbar. Hätten Andy und sein Team keinen Erfolg, wären im Süden Spaniens bald schon Millionen Menschen von der Versorgung mit Trinkwasser abgeschnitten. Eine Katastrophe, deren Ausmaß unvorstellbar war.

Freitag, 24. März 2017 – 22:46 Uhr – Brüssel

Ellen hatte ihren Fiat Cinquecento aus dem Parkhaus herausgefahren und war auf dem Weg in Richtung Leuven, wo sie wohnte. Sie rief Jacques auf dessen Handy an.

Nach langen acht Klingeltönen hob er endlich ab. »Hallo, Chérie. Bist du gut aus Ghana zurück?«

»Aus Angola. Luanda liegt in Angola, Jacques. Das solltest du inzwischen wissen.«

»Angola, natürlich. Tut mir leid, ich bin hier gerade ein bisschen im Stress ...«

»Stress an einem Freitagabend als Entschuldigung? Das lasse ich dir nur durchgehen, wenn du mich gleich ausführlich massierst«, säuselte Ellen. »Was kochst du uns denn Schönes?«

Die Pause am anderen Ende der Telefonleitung bedeutete nichts Gutes. Ellen hatte ein untrügliches Gespür für Situationen, in denen sich ihre Lover als echte Miststücke herausstellen sollten. Unzuverlässigkeit gehörte vermutlich zum festen Bestandteil eines Singlelebens. Nicht so bei Jacques. Er war in den drei Monaten, die sie nun ein Paar waren, immer zuverlässig, pünktlich und um sie besorgt gewesen. Notwendige Tugenden für einen selbstständigen Unternehmer, aber auch für einen Ehemann, wie Ellen fand. Als Geschenk hatte sie ihm aus Angola ein buntes Armband mitgebracht. Sie wollte es ihm umbinden, wenn er in wenigen Tagen Geburtstag hatte. Dreiundvierzig wurde er. Das Band sollte zeigen, dass er zu ihr gehörte, selbst wenn sie noch immer recht wenig über ihn wusste. Rein äußerlich jedenfalls war er genau ihr Typ. Groß, schlank, sportlich, muskulös. Er hatte diese energische Hakennase, auf die sie so stand. Seine Gesichtszüge waren trotzdem weich und freundlich. Seine blauen Augen

konnten sie anblinzeln wie nie verglühende Sternschnuppen. Genau wie sie war Jacques geschieden, kinderlos und auf der Suche.

Obwohl sie sich seit gut elf Wochen kannten, war sie erst einmal bei ihm zu Hause gewesen. Vor vier Jahren, nach der Trennung von seiner Frau, war Jacques in ein Apartment in der Nähe seiner Firma umgezogen. Die kleine Wohnung in der heruntergekommenen Industriegegend bei Charleroi kostete bestimmt nicht viel. Ellen vermutete, dass Jacques all seine Ersparnisse in den Aufbau seines Start-ups steckte. Er sprach nicht gern mit ihr darüber. Sie wusste nur, dass er und sein Mitgründer seit gut fünf Jahren irgendetwas im Umweltschutzbereich entwickelten. Ellen war sich nach der ersten und einzigen Nacht bei ihm zu Hause nicht sicher, ob seine Firma erfolgreich war. Wer Kohle hatte, würde nicht so bescheiden hausen. Sein winziges Bad konnte jede Frau zur Verzweiflung treiben: kein Tageslicht und die Leuchte am Spiegel war ausgefallen. Ein Duschvorhang aus Plastik mit grellen Fischmotiven, kein Föhn. Ihre Wohnung in Leuven war gemütlicher und großzügiger. Deshalb hatten sie sich seit der ersten Nacht in Jacques' Absteige nur noch bei ihr getroffen. Am meisten gestört hatte Ellen, dass es in seinem Bad kaum Ablagefläche gab. Den einzigen Luxus, den Jacques sich dort gönnte, war seine elektrische Zahnbürste. Er nutzte sie oft und gerne. Der elektrische Rasierer dagegen kam nur sporadisch zum Einsatz. Wie hatte Jacques gesagt: »Meist vor einem wichtigen Treffen.«

»Jacques, sag, hast du dich heute für mich rasiert?«

Es kam Ellen vor, als ob Jacques den Telefonhörer zuhasten und ihr Gespräch nur mit halbem Ohr verfolgen würde. Warum redete er nicht mit ihr?

»Chérie, nun sag, was kochst du uns Schönes? Jacques?«

Ellen lauschte. Jetzt war deutlich eine unbekannte männliche Stimme im Hintergrund zu hören. War Jacques am Ende gar nicht wie verabredet bei ihr zu Hause? Wo war er dann?

Freitag, 24. März 2017 – 22:51 Uhr – Brüssel

Die Landung in Brüssel vor wenigen Minuten war pünktlich erfolgt. Ein weiteres Mal war er sicher aus dem Kongo zurückgekehrt, dieses Mal über Angola und Belgien. Wie er seine Kunden hasste für das, was er vor Ort erleben musste. Auch die Rebellen im Süden des Kongo waren, wie die meisten seiner Kunden, barbarisch und rücksichtslos. Sie hatten keinerlei Anstand. Empathie war ihnen fremd. Wenn sie eine Eigenschaft im Überfluss besaßen, dann war es Bauernschläue, gepaart mit Härte, Skrupellosigkeit und einem Talent für korrupte Geschäfte. Für sie zählte nur der Weg zur Macht und die bedingungslose Niederlage ihrer Gegner.

Der einwöchige Aufenthalt in Afrika hatte ihm wieder bewusst gemacht, wie die Uhren auf dem Schwarzen Kontinent tickten. Selbst die blonde Stewardess mit den üppigen Rundungen und dem verlebten Gesicht hatte ihn nicht von seinen verstörenden Gedanken ablenken können. Er war in der letzten Woche im Süden der Demokratischen Republik Kongo unterwegs gewesen, in der Nähe von Kamatanda. Ein grauenvoller Ort, der sicherlich nie als Wellnessoase Berühmtheit erlangen würde. Es war ohne die richtigen »Freunde« lebensgefährlich, sich als weißer Europäer in diese Ecke Afrikas zu verirren. In jedem Augenblick konnte man überfallen und ausgeraubt oder von völlig gewissenlosen Typen grundlos abgeknallt werden.

Die psychischen und körperlichen Strapazen der Reise hatten ihn mitgenommen. Er musste ziemlich fertig ausgesehen haben, denn die attraktive Flugbegleiterin hatte ihn auf dem Rückflug immer wieder mit einem mitleidigen Lächeln beobachtet. Nur mit Mühe hatte er in letzter Minute noch den Flieger in Angola erreicht. Um nach Luanda zu kommen, war er Tag und Nacht nahezu zweitausend Kilometer über den gefährlichen Landweg nach Westen gefahren. Allein. Nachts. Ein leichtes Opfer für Straßenräuber. Vermeintlich. Wer ihn hätte überfallen wollen, hätte schnell festgestellt, dass er nicht der harmlose, erschöpfte Geschäftsreisende war, der er auf den ersten Blick zu sein schien.

Er hatte viel erlebt in all den Jahren, während derer er seinen Geschäften nachging. Nicht immer war er sich sicher, ob seine »Freunde« wirklich seine Freunde waren, oder ob sie ihn bei nächster Gelegenheit fallen ließen wie eine heiße Kartoffel. Er hatte die Schnauze voll von ihnen und der Firma, die ihn ausgebildet und stets fürstlich für seine Dienste bezahlt hatte. Es war nicht das erste Mal, dass er ein Land besuchte, in dem die politischen Verhältnisse derart desaströs waren. Er war vorher in Libyen gewesen, dann in Guinea, in Burkina Faso, Mali, jetzt Kongo. Überall herrschten blutige Unruhen, immer ging es um Rohstoffe.

Das, was er letzte Woche gesehen hatte, quälte ihn.

Im Kongo hätte Präsident Kabila im Dezember 2016 zurücktreten und Neuwahlen abhalten müssen. Ein Wahltermin wurde immer wieder auf unbestimmte Zeit verlegt. Dieses Machtvakuum führte zu Kämpfen. Kämpfe, für die Waffen benötigt wurden.

Irgendwann hatte ihn eine Splittergruppe der im Süden operierenden Rebellen kontaktiert. Manchmal wusste er

selbst nicht, warum er sich immer wieder aufs Neue mit solchen Leuten einließ. Eines war klar, wenn man ihn »um Hilfe« bat, ging es für gewöhnlich um sehr viel Geld. Doch seine Erfahrung hatte ihn gelehrt, sich niemals auf einen Deal einzulassen, wenn er nicht alle Rahmenbedingungen kannte. Also musste er sich vor Ort ein Bild von der aktuellen Lage verschaffen. Je größer und bedeutender der Deal, desto wichtiger war diese Maßnahme. Im Kongo ging es um Kobalt. Sechzig Prozent der weltweiten Reserven lagerten dort. Kobalt war ein unverzichtbarer Rohstoff für Batterien. Batterien, die für die Automobil- und die Handyindustrie benötigt wurden. Ein boomendes Geschäft, von dem auch er profitieren würde. Ihm gefiel nicht, was er in Afrika gesehen hatte, aber er mochte Kunden mit Geld. Seine Freunde wollten Zugang zu den Rohstoffen als Gegenleistung für die Waffen, die der so harmlos und erschöpft aussehende, weiße Geschäftsmann liefern sollte.

Freitag, 24. März 2017 – 23:04 Uhr – Charleroi

Es war, wie sie vermutet hatte. Bei Jacques war ein Mann, und der redete offensichtlich auf ihn ein.

»Einen Moment, bitte, ... warte, später«, sagte Jacques mit gedämpfter Stimme zu dem Mann im Hintergrund. Dann wandte er sich wieder an Ellen.

»Also, Chérie. Hier bin ich. Désolé, ich wurde durch meinen Kollegen abgelenkt. Es war wirklich sehr wichtig.«

Was konnte es Wichtigeres geben, als jetzt für sie beide das versprochene Menü zuzubereiten?

»Jacques, wo steckst du? Es ist Freitagabend!«

»Tut mir leid. Ich bin noch in der Firma, fahre aber gleich los. Versprochen!«

Ellen schnappte nach Luft. »Versprochen? Was soll das heißen, versprochen? Du hast mir gesagt, dass du bei mir bist, wenn ich zurückkomme. Dass du dich um die Wohnung kümmerst und um Eusebio und ...«

Kaum hatte sie es erwähnt, als ihr ein schrecklicher Verdacht kam.

»Jacques! Du hast dich doch um Eusebio gekümmert?«

Wieder wurde es still in der Leitung. »Du Mistkerl!« Ellen legte auf, schmiss das Handy auf den Beifahrersitz und trat aufs Gaspedal.

Keine fünf Minuten später saß Jacques im Auto und machte sich auf den Weg nach Leuven. Er würde, je nach Verkehrslage, für die gut achtzig Kilometer zu Ellens Wohnung etwas mehr als eine Stunde brauchen. Sein Geschäftspartner, Louis Guigou, von allen nur Al-Gé genannt, hatte ihn verständnislos angesehen, als Jacques kreidebleich »merde« gerufen hatte, aufgesprungen war und hektisch seine Unterlagen zusammengepackt hatte.

Sie waren gerade dabei, den Status ihrer aktuellen Finanzierungsrunde zu diskutieren. Die lief bei Weitem nicht so, wie sie es sich erhofft hatten. Die beiden Gründer hatten jeweils achthunderttausend Euro investiert. Geld, das sie aus dem glücklichen Verkauf ihrer Beteiligung an dem Internet-Start-up eines Freundes erzielt hatten. In gleicher Höhe hatten sie über die Jahre außerdem staatliche Fördergelder bekommen. Die Bargeldreserven ihres Unternehmens wurden langsam knapp. Aktuell waren ihnen insgesamt noch gut einhundertzwanzigtausend Euro geblieben. Selbst wenn sie vernünftig wirtschafteten, würde das maximal für drei, vielleicht vier weitere Monate reichen. Gewinne machte ihr Start-up noch keine. Privat waren die beiden Belgier ohnehin

an ihr Limit gegangen, hatten keinerlei Reserven mehr für die weitere Finanzierung ihrer Firma. Ein Investor musste her. Dringend.

Al-Gé sah ihn völlig perplex an. »Du gehst? Du kannst doch jetzt nicht einfach so abhauen! Wir diskutieren gerade die Zukunft von Algamondo!«

»Sorry, Al-Gé, aber ich muss wirklich los.« Jacques war panisch. »Eusebio! Ich habe Eusebio vergessen.«

Al-Gé erinnerte sich, dass Jacques seit einigen Wochen eine neue Freundin hatte. Eusebio war ihr Kater. Wie konnte dieses Vieh wichtiger sein als ihr Meeting? Jacques' Ohren waren knallrot wie immer, wenn er kurzfristig nicht weiterwusste. Al-Gé hatte in den letzten Jahren in ihrem Labor viele solcher »Rote-Ohren-Situationen« mit seinem Gründungspartner erlebt. Er wusste, wie der unter Stress reagierte. Sollte etwa ausgerechnet jetzt, da sie in drei Tagen den wichtigen Investorentermin in München hatten, Kater Eusebio wichtiger sein als die Vorbereitung ihrer Präsentation, die perfekt sein musste?

»Das kann doch nicht wahr sein. Fünf Jahre harte Arbeit und dann haust du einfach so ab?«

»Mann, Al-Gé, versteh doch. Ich bin mir sicher, dass uns der ganz große Wurf gelungen ist. Die jüngsten Laborwerte, die du mir gezeigt hast, waren fantastisch.«

»Genau und deshalb müssen wir besprechen, wie wir es schaffen, diese Finanzhaie anzulocken, ohne allzu viel zu verraten. Was, glaubst du, passiert, wenn wir denen sagen, welche enormen Gewinnspannen wir haben?«

Hohe Gewinne, Double-digit-Margen, jährliche Vervielfältigung des Wachstums, das war es, was den Investoren gefiel. Gute Finanzkennzahlen lockten sie an wie Blut gefrässige

Haie. Doch Haie jagen sehr vorsichtig. Zunächst umkreisen sie ihre Beute zaghaft, aus angemessener Entfernung, beobachten sie sorgfältig. Sie stoßen ihre Opfer mit der Schnauze an, warten auf die Reaktion. Ein erster Biss – keine Gefahr von Widerstand? Dann beißen sie zu, sanft, fast zurückhaltend. Die Bisse werden schließlich immer tiefer, immer rücksichtsloser. Einmal im Fressrausch können Haie es sich nicht erlauben, bei der Auswahl ihrer Beute grobe Fehler zu begehen. Finanzhaie dürfen sich ebenfalls keine Fehler erlauben, wenn sie erfolgreich sein wollen.

Die Unternehmensgründer hatten mit ihrem Berater, Robert le Bot, einem langjährigen Bekannten und Ex-Banker, zwanzig Investoren nach strengen Kriterien selektiert. Der Erfolg von Roberts Ansprache bei den Investoren war bescheiden. Nach Monaten der Kapitalsuche waren aktuell aus der langen Liste nur noch zwei mögliche Interessenten übrig geblieben. Einen davon sollten sie am kommenden Montag in München treffen.

»Al-Gé, bitte, ich darf nicht zu spät kommen. Du schaffst es schon, die weiteren Folien alleine vorzubereiten. Achte darauf, dass wir nicht alle Daten offenlegen. Gerade so viel, dass deren Interesse geweckt wird. Die Gefahr ist zu groß, dass unser Wissen in falsche Hände gerät.«

12,5 Millionen würden sie in der jetzigen Finanzierungsrunde benötigen. Mit den ersten 2,5 Millionen würden sie gemäß ihrer Planung innerhalb eines Jahres mit einer kleineren Pilotanlage erste Umsätze erzielen und den Break-even schaffen. Ihr Unternehmen könnte sich ab da eigenständig finanzieren. Die weiteren zehn Millionen würden zum Bau einer deutlich größeren Freiland-Produktionsanlage benötigt.

Jacques musste sich umgehend auf den Weg machen,

wenn er in Leuven bei Ellen noch etwas retten wollte. Kurz bevor er die Tür hinter sich zuzog, hörte er Al-Gé noch rufen: »Denk daran! Montag, um sechs Uhr fünfzig geht der Flug nach München. Der Termin bei Early Morning Venture ist um neun!«

Samstag, 25. März 2017 – 00:02 Ubr – Leuven

Schon beim Aufschließen der Wohnungstür war Ellen ein durchdringender Geruch in die Nase gestiegen. Das war eindeutig kein Knoblauch, der in der Pfanne brutzelte. Sie öffnete die Tür, und der Geruch wurde stärker. Vor ihr im Flur stand Eusebio, ihr treuer Kater. Er blickte sie kampfeslustig an, mit aufgestelltem Schwanz und Katzenbuckel. Sie schloss die Tür. Der Geruch war nicht zu verkennen. Die ganze Wohnung stank wie ein einziges Katzenklo.

Eusebio war kein Stubentiger. Er hatte sein Revier außerhalb der Wohnung und kam in der Regel nur zurück, um sich füttern und manchmal auch kraulen zu lassen. Was war in den drei Tagen seit ihrer Abreise passiert? Hatte Jacques ihn die ganze Zeit über in der Wohnung eingesperrt gelassen, ohne sich um ihn zu kümmern? Er hätte Eusebio hinauslassen sollen. So war es abgesprochen. Fütterungszeiten waren einzuhalten. Wasser hätte gewechselt und das Katzenklo gereinigt werden müssen.

Normalerweise hätte sich Ellens Mutter darum gekümmert. Doch Ellen hatte gedacht, dass es eine gute Gelegenheit sei, mehr über Jacques' Charakter zu erfahren, wenn er für drei Tage die Verantwortung für Eusebio übernehmen musste. »Kein Problem«, hatte Jacques ihr morgens beim Abschied im Bett ins Ohr geflüstert, als Ellen ihn darum bat. Sie hatte ihm geglaubt. Sie war außer sich vor Wut. Als sie sich, um ihn zu

begrüßen, zu Eusebio hinunterbeugte, klingelte es an der Tür. Sie sah durch den Spion. Es war Jacques.

Samstag, 25. März 2017 – 00:11 Uhr – Zaventem

Nur wenige Minuten dauerte die Fahrt mit dem Taxi vom Flughafen in sein Hotel. Schnell fand der erschöpft wirkende Geschäftsmann das für ihn reservierte Zimmer in dem billigen Zweisternehotel in der Nähe der Leopold III-Laan. Er warf die lederne Reisetasche auf das klapprige Bettgestell. Wie immer war alles in bar bezahlt. Das Hotel hatte er bereits von Afrika aus organisiert. Die überalterte Webseite des Hotels ließ erkennen, dass sämtliche Renovierungsarbeiten überfällig waren. Das störte ihn nicht, denn Geld für ein modernes Überwachungssystem mit Kameras gab es von daher sicherlich nicht. Das Baseballcap war dennoch tief ins Gesicht gezogen, als er über den elektrischen Zugangscode die Hotel- und Zimmertür öffnete. Die Reise hatte Kräfte gekostet. In den letzten Jahren machte ihm sein Job auch körperlich immer mehr zu schaffen. Morgen würde er etwas für seinen Körper tun, um seine Muskeln trainiert zu halten.

Jetzt öffnete er erst mal den Reißverschluss seiner Reisetasche und griff nach dem Whisky aus dem Flughafenshop. Der erste Schluck brannte etwas in seiner Kehle, doch das würde er bald nicht mehr spüren. Als er sich auf das weiche Bett sinken ließ und die Augen schloss, sah er wieder die schrecklichen Bilder aus den Kobaltgruben des Kongo.

Seit dem Rückflug nach Europa ließen sie ihn nicht los. Im komfortablen Sitz der Businessclass hatte er zufällig einen Artikel in dem Wirtschaftsmagazin aufgeschlagen, das ihm die blonde Stewardess mit einem vielsagenden Lächeln gab.

Darin wurde in kühlem Reportagestil ausgeführt, was er

selbst erlebt hatte. Das neue Minengesetz nach Präsident Kabilas Machtübernahme hatte dazu geführt, dass jeder männliche Kongolese seinen Lebensunterhalt legal als Kleinbergbauarbeiter verdienen konnte. Das war der Auslöser dafür, dass vierzigtausend Kinder zusammen mit ihren Vätern unter menschenunwürdigen Bedingungen in illegalen Schürfgeländen schufteten. Die Bilder in dem Artikel zeigten, wie Kinder mit abgebrochenen Schaufeln in den aufgerissenen Händen im matschigen roten Boden gruben, um Kobalt zu finden. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie in der Monsunzeit im Februar und März viele der völlig unzureichend gesicherten Stollen einstürzten und zahllose Opfer unter sich begruben. Vor ihm lagen Kinder sterbend im Morast als Folge ihrer qualvollen Arbeit. Kinder, die für einen Hungerlohn ihr Leben aufs Spiel setzen mussten, damit die Menschen in den Wohlstandsstaaten immer neue Handys und Elektroautos kaufen konnten.

Er war kein Moralapostel. Das stand ihm in seinem Job kaum zu. Aber die Ausbeutung der Kinder von Likasi war selbst für ihn zu viel. Die Bilder verfolgten ihn auch noch nach mehreren kräftigen Zügen aus der Whiskyflasche. Immer wieder sahen ihn die ausgemergelten Gesichter der Kinder an, die nur mit Fetzen an ihren abgehungerten Leibern bekleidet waren. Ihre leeren Blicke flehten um Hilfe. Überall mit rotem Schlamm bedeckt, schleppten sie Stunde um Stunde, Tag für Tag, Monat für Monat, Säcke voller Schutt und Erde aus den unterirdischen Stollen. Er war weiß, also sollte er ihnen helfen können. Das erhofften sich die Kinder von ihm.

Seine Kunden – voller Stolz und Überheblichkeit – demonstrierten ihm unnachgiebig, was mit denen passierte, die nicht mehr zuverlässig arbeiteten. Vor seinen Kunden durfte er

sich bei dem Anblick der verwahrlosten, gebrochenen Gestalten keine Blöße geben. Man hätte ihn bestenfalls wegen seines Mitgefühls belächelt. Schlimmstenfalls wären seine Autorität und Härte infrage gestellt worden. Eigenschaften, über die er verfügen musste, um mit seinen Kunden Geschäfte zu machen. Was hatten seine Freunde ihm vor Jahren schmerzhaft eingebläut: »Immer schön cool bleiben«. Unter allen Umständen an die übergeordneten Interessen denken.

Auf Situationen wie letzte Woche im Kongo war er perfekt vorbereitet worden. Er gab den skrupellosen Egoisten, immer darauf bedacht, den Preis für die Waffen, die er liefern sollte, für seinen eigenen Geldbeutel zu optimieren. Das Geschäft mit seltenen Rohstoffen war in den schwer zu kontrollierenden Landstrichen Afrikas zum »big business« geworden. Jeder wollte daran verdienen. Auch er, auf seine Weise, mit seiner Ware und mit seinem Wissen, für das ihn seine Freunde sehr gut bezahlten. Wie es in seinem Innersten aussah, wussten nur er und die Whiskyflasche, die mittlerweile halb leer neben seinem Bett auf dem billigen Nachttisch stand.

Samstag, 25. März 2017 – 00:12 Uhr – Leuven

Exakt achtundfünfzig Minuten hatte Jacques bis zu Ellens Wohnung gebraucht. Bei seiner Ankunft stand ihr dunkelblauer Fiat Cinquecento bereits vor der Haustür. Auf der Fahrt hatte er versucht, sich die Worte zurechtzulegen, mit denen er sich rechtfertigen wollte. Er ahnte, sie würde selbst den besten Grund nicht als Entschuldigung gelten lassen. Drei Tage hatten sie nicht telefoniert. Ellen wusste daher nicht, dass es an dem Tag ihrer Abreise bei Jacques zu einer mittleren Katastrophe gekommen war.

Der Investor aus Paris, einer von drei möglichen verbliebe-

nen Interessenten, hatte ihnen abgesagt. Stundenlang hatten die Gründer darüber diskutiert, woran es lag und wie sie die Präsentation ihres Start-ups optimieren konnten. Sie mussten rasch handeln und gleichzeitig das anstrengende Tagesgeschäft aufrechterhalten. Jacques war jeden Tag frühmorgens als Erster im Labor, um die letzten Ergebnisse zu überprüfen. Dazwischen telefonierte er mit säumigen Lieferanten, führte Gespräche über Lohnerhöhungen mit Mitarbeitern und beruhigte Fördermittelgeber, die endlich Ergebnisse sehen wollten. Die letzten beiden Nächte hatte er kaum ein Auge zugegetan. Auch heute hatte er wieder nach dem üblichen Tagesgeschäft mit Al-Gé über ihren Folien für Early Morning Ventures gesessen. EMV, wie sie sich selber gerne nannten, war ein Venture-Capital-Fonds, der in München saß und sich auf Investments in Umwelttechnologien spezialisiert hatte. EMV besaß einen exzellenten Ruf. Die Gründer wussten, man bekam nie die zweite Chance, einen ersten Eindruck zu hinterlassen. Also mussten sie die Leute von EMV in dem Treffen von sich überzeugen, sonst bestand kaum Hoffnung, die drohende Insolvenz abzuwenden.

Aus diesem und zig weiteren Gründen hatte Jacques völlig vergessen, worum Ellen ihn gebeten hatte. Als sie vor ungefähr einer Stunde bei ihm angerufen hatte, traf es ihn wie ein Schlag. Sie war zu Recht wütend. Hoffentlich hatte der Kater, den er zugegebenermaßen nie ins Herz geschlossen hatte, die drei Tage gut überstanden.

Als er jetzt an Ellens Wohnungstür klingelte, rechnete er mit dem Schlimmsten.

Ellen riss die Tür auf.

»Meinen Schlüssel«, fauchte sie ihn mit gerötetem Gesicht an.

»Chérie, hör mir zu. Ich kann das erklären.«

»Meinen Schlüssel!«

»Nun lass mich doch erst einmal reinkommen, damit ich dir alles ...«

Jacques stockte. Ein beißender Gestank stieg ihm in die Nase. Er kam aus Ellens Wohnung. Ein weiterer Blick in ihre Augen reichte ihm aus. Wortlos übergab er ihr den Schlüssel.

»Hau ab, du Mistkerl, und lass dich hier nie wieder blicken.«

Dann schlug sie ihm die Tür vor der Nase zu.

Samstag, 25. März 2017 – 00:42 Uhr – Zaventem

An Schlaf war nicht zu denken, das war ihm bald klar geworden. Der Whisky sollte helfen, das Erlebte zu verdrängen. Seine volle Konzentration musste ab sofort dem ganz großen Deal, den er für einen neuen Kunden abwickeln sollte, gelten. Er hatte lange mit sich gekämpft, diesen Auftrag anzunehmen. In seinem Geschäft konnte ein Nein, den falschen Leuten gegenüber geäußert, den baldigen und plötzlichen Tod bedeuten. Das waren die Spielregeln in einem Pokermatch, an dessen Ende eine fürstliche Entlohnung stehen konnte. Egal, wie es laufen würde, nach diesem Deal würde er seinen Ausstieg durchziehen. Das Geld dafür hatte er schon längst verdient. Die Kunst unterzutauchen und die erforderliche Kaltschnäuzigkeit dafür beherrschte er. Beides hatte die CIA ihm während seiner Ausbildung im Camp Peary, meist nur als die Farm bezeichnet, beigebracht.

Die vergangenen Jahre hatte er intensiv dazu genutzt, sich eine anonyme Existenz und ein zweites Standbein aufzubauen. Seine Freunde von der Firma, wie er die CIA titulierte, schienen bislang nichts davon zu wissen, jedenfalls hatte er keinerlei Anhaltspunkte dafür. Mehrere Testballons hatte er

steigen lassen, um herauszufinden, wie dicht sie ihm auf den Fersen waren. Aktuell schien er sicher, aber man wusste bei der Firma nie. Seine Paranoia vor Verfolgern war überlebenswichtig. Er war gut darin, Gefahren zu erspüren, insbesondere dann, wenn es um sein eigenes Leben ging.

Der Deal, für den er im Auftrag der CIA nach Brüssel geflogen war, war wichtig. Die behutsam geknüpften Verbindungen, seine wasserdichte Legende, für die er Dinge tun müssen, die ihn wieder zur Flasche greifen ließen, dienten als perfekte Tarnung. Was, wenn er diesen letzten Deal nicht durchziehen würde? Hätte er eine Chance, Weihnachten zu erleben? Er durfte diese Gedanken nicht zu Ende denken, sich nicht ablenken lassen. Professionalität war gefragt, unabhängig von dem, was er fühlte. Panik wäre ein schlechter Ratgeber.

In Belgien sollte er letzte Instruktionen und die notwendigen Papiere vor dem Treffen mit dem neuen Kunden bekommen. Danach musste er das Land möglichst schnell wieder verlassen. Brüssel war derzeit ein ungemütliches Pflaster. Nach den Anschlägen vor einem Jahr wurde nicht nur der Flughafen stärker denn je überwacht. Überall in der Stadt waren Kamerasysteme installiert. Programme mit künstlicher Intelligenz sorgten dafür, dass sämtliche Aufnahmen pausenlos ausgewertet wurden. Das sollte ihn nicht daran hindern, die geheime Nachricht – und einen weiteren Teil seiner Bezahlung – am Montagfrüh in einem kleinen Café, das als »safe house« und toter Briefkasten diente, abzuholen. Nach Erhalt der Nachricht würde er seine Reiseroute und die nächsten Schritte planen können.

Samstag, 25. März 2017 – 00:56 Uhr – Charleroi

Als Jacques wenig später wieder in seinem zerbeulten Citroën DS3 saß, um nach Hause in seine kleine Wohnung zu fahren, war er nicht nur von der Müdigkeit wie benommen. Nach der Trennung von seiner Ehefrau Patrice vor vier Jahren war er verschiedene oberflächliche Beziehungen eingegangen, die alle nur von kurzer Dauer waren. Als er Ellen kennengelernt hatte, hatte er schnell gespürt, dass es mit ihr anders war – ernster, tiefer. Doch auf der einsamen Fahrt wurde ihm eines klar – für ihn zählte derzeit nur noch Algamondo. Dort hatte er Verantwortung für sechzehn Mitarbeiter, deren Gehälter sie monatlich pünktlich überweisen mussten. Zusammen mit Al-Gé wollte er ihr Unternehmen unbedingt zum Erfolg führen. Jacques störte es nicht, dass Al-Gé und er »Erfolg« unterschiedlich definierten.

Für ihn, Jacques, bedeutete Erfolg, dass sie mit ihrem Unternehmen den Ärmsten der Armen helfen würden. Algamondo würde Produktionsstätten in Gegenden dieser Welt errichten, in denen zurzeit nur Armut und Verelendung herrschten. Was brauchten sie schon außer ausreichend Wasser? Kleinere staatliche Investitionsförderungen wären willkommen. Lokale Arbeitskräfte ebenso. Sie konnten ihr Produkt nahezu überall herstellen. Eine Lage direkt am Meer wäre nicht zwingend erforderlich, würde aber den Transport per Schiff in die Industrieländer erleichtern. Wenn die Produkte gleich vor Ort, in den Erzeugerländern, verbraucht würden, wären die Transportkosten zu den Konsumenten billiger. Das würde den Preisvorteil gegenüber ihren Wettbewerbern nochmals erhöhen.

Algamondo würde zur Verbesserung des Klimas beitragen und den Kampf gegen den Hunger in der Welt aufnehmen.

Jacques wollte die strategische Entwicklung ihres Unternehmens konsequent auf nachhaltiges Wirtschaften ausrichten. Ihr Produkt musste nur richtig vermarktet werden, dann könnten sie in allen Bereichen vor ihren etablierten Wettbewerbern punkten.

Sein Mitgründer Al-Gé war ein langjähriger Freund und treuer Weggefährte. In wichtigen Dingen waren sie sich einig und ergänzten sich bestens. Al-Gé kam die Aufgabe zu, Jacques' idealistische Vision in die Realität, sprich in ein kostengünstiges Produktionsverfahren, umzusetzen. Das konnte nur gelingen, wenn ausreichend Finanzierung zur Verfügung stand. Jacques, als Sprecher der Geschäftsführung, wollte die Gelder mithilfe eines Beraters beschaffen. Solange das Geld nicht auf ihrem Konto war, holte Al-Gé seinen Freund und Geschäftspartner regelmäßig auf den Boden der Tatsachen zurück.

»Bevor du die Welt rettest, überleg dir lieber, wovon du in drei Monaten deine Miete bezahlen willst, dann, wenn wir kein Geld mehr haben, um unser Gehalt zu überweisen.«

Je länger es dauerte, einen geeigneten Investor zu finden, desto heftiger gerieten die Diskussionen der Gründer zur richtigen Ausrichtung ihres Unternehmens.

»Jacques, bitte bring in deinen Folien nicht zu viele Beispiele unter, wie wir Afrika helfen können. Denk daran. Investoren wollen einen Return auf ihr Investment sehen. Lass uns Zahlen zeigen, die klarmachen, wie einzigartig unser Verfahren ist, auch für die Zukunft Europas.«

»Und dann rechnen die nach und stellen fest, wie viel Geld sich in kürzester Zeit mit unserer Technologie hier verdienen lässt? Al-Gé, ich möchte dazu beitragen, dass Afrika unabhängiger werden kann von teuren Importen. Ich bin über-

zeugt, dass es sich langfristig für uns auszahlen wird, wenn wir anfangs die Gewinne nicht maximieren und an die Investoren ausschütten, sondern zum Aufbau weiterer Produktionsstätten nutzen.«

Das Argument hatte durchaus seine Berechtigung, fand auch Al-Gé. Würde der Investor das Geld im Unternehmen lassen, konnten sie nachhaltig weitere Länder erschließen.

»Einverstanden, Jacques. Lass uns bei deiner Vision bleiben. Aber denk in den Verhandlungen daran, auch wir müssen leben können, dazu brauchen wir Kohle, Mäuse, Pesetas.«

Die Gründer waren davon überzeugt, dass ihr Unternehmen bei ausreichender Anschubfinanzierung ein Erfolg würde. Algamondo wäre die reinste Gelddruckmaschine. Sobald sie mit den erforderlichen Investitionen ihr Labor verlassen und in eine vergrößerte Produktion einsteigen konnten, würden sie diese Maschine in Gang setzen.

2. Kapitel

Samstag, 25. März 2017 – 01:10 Ubr – Dianké

Der Regen ließ auf sich warten. Die Menschen kannten es nicht anders in diesem Teil Afrikas. Hitze, Dürre, Staub, Sand, Sonne. Das waren die Elemente, die ihr Dasein bestimmten. Seit Jahrzehnten lebten die Familien davon, für kurze Zeit ein karges Feld zu bewirtschaften, bis die Wüste wieder näher kam. Der grobkörnige Sand zerstörte rücksichtslos ihre Ernte. Die Nomaden mussten regelmäßig ihre wenigen Besitztümer verlassen, um auf ungewisse Zeit zum nächsten Ackerland weiterzuziehen. Egal, ob Mensch oder Tier, früher oder später würden sie alle eins werden, mit dem Sand ihrer Umgebung.

Siaka Sidibé war hier, in der Mitte Malis nahe der Grenze zu Mauretanien, geboren. Jedes Jahr kamen sie auf ihren Wanderungen für einige Wochen zurück in seinen Geburtsort. Früher hatte es noch ausreichend Wasser gegeben. Jetzt drohte der See in der Nähe zu versiegen. Seine Existenz war kein Leben, sondern die Phase vor dem sicheren Tod, ohne Wasser, ohne Hoffnung. Sidibé wollte nicht durch einen Schuss oder durch den Hieb mit einer Machete verrecken. Seit jenem Tag im November 2016 fürchtete er sich davor noch mehr als früher.

Es war um die Mittagszeit. Sidibé hatte sich etwas außer-

halb ihrer Hütten unter einen Strauch gelegt, um sich auszuruhen. Er liebte es, in dem Atlas zu blättern, der ihm noch aus seiner kurzen Schulzeit geblieben war. In diesen stillen Momenten, die er sich von den anderen zurückzog, träumte er von Europa und einem Leben in Frieden und Wohlstand.

Als er von seinem Atlas aufblickte, sah er Staubwolken am Horizont. Deutlich zu hören war ein an Lautstärke zunehmender Lärm, das Geheul von Motoren. Sidibé beobachtete von seinem Lieblingsplatz unter dem Busch aus, wie sich vier Pick-up-Trucks in rasantem Tempo ihrem Lager näherten. Schüsse aus Schnellfeuerwaffen wurden zur Einschüchterung in die Luft geballert.

Kurz darauf erkannte Sidibé die islamistischen Separatisten, die seit Monaten von Gao aus die Region mit ihren Überfällen terrorisierten. Die wenigen Bewohner der weitläufig verstreuten Dörfer, die nicht vor ihren Angriffen in das nahe Léré geflohen waren, hatten sie grausam unterworfen und mit blitzartigen Überfällen zermürbt.

Sein Dorf war bislang verschont geblieben. Bis heute. Jetzt fielen die Separatisten mit wehenden schwarzen Fahnen in Dianké ein.

Die Fahrer der Laster waren erwachsene Männer, die ihre Gesichter hinter Tüchern versteckten. Nur grausam leblose und von Drogen gerötete Augen konnte Sidibé erkennen. Auf den Ladeflächen saß je ein gutes Dutzend schwer bewaffneter Kinder, die jüngsten kaum älter als zehn. Furcht einflößend fuchtelten die Kindersoldaten mit ihren Waffen herum und schossen drohend in die Luft. Die Trucks stoppten, einige Kämpfer sprangen von den Ladeflächen. Sie trieben die friedlichen Nomaden aus ihren behelfsmäßigen Hütten und Zelten nach draußen. Alle mussten sich dort im Laufschrift

versammeln. Männer, Frauen, Junge, Alte. Aus dem Schutz des Gebüschs heraus beobachtete Sidibé, wie der Anführer der Gruppe die Bewohner des Lagers in einem Halbkreis aufstellen ließ. Dann winkte er in Richtung seines Trucks.

Die Tür des Wagens öffnete sich. Ein hellhäutiger Mann stieg aus. Er trug eine beige Militärhose, die er in schwarze, knöchelhohe Stiefel gesteckt hatte. Darüber trug er ein Armeehemd, in ebenfalls beige Camouflagemuster, das locker über der Hose hing. Auf dem Kopf hatte er ein blaues Baseballcap, das so gar nicht zu dem restlichen Outfit passte. Dann geschah es. Ihre Blicke trafen sich. Die Augen des Mannes waren von einem eiskalten Blau, das Sidibé erstarren ließ.

Ängstlich verfolgte er jede Bewegung des Mannes. Der wandte seinen Blick ab, setzte sich in aller Ruhe seine Sonnenbrille auf und schlenderte auf den Anführer der Islamisten zu. Sidibé war überzeugt davon, dass der Mann mit der Sonnenbrille ihn gleich holen lassen würde. Doch der Weiße blieb merkwürdig cool, so als hätte er alle Zeit der Welt, um ein paar der jugendlichen Soldaten in Richtung Gebüsch zu schicken, damit sie Sidibé töteten. Ihm blieben nur wenige Sekunden zur Flucht. Er wollte aufstehen und wegrennen, doch sein Verstand stoppte ihn. Je hektischer er reagieren würde, desto eher würde er auf sich aufmerksam machen. Eine unüberlegte Flucht würde den Jagdinstinkt in diesen Bestien wecken, die ihr Lager zu plündern begannen. Wenn sie ihn zu fassen bekamen, würden sie ihn nicht verschonen. Seine Beine konnten ihn nicht retten, nur sein Verstand.

Es war ein Naturgesetz: Gehetzte Tiere flüchteten, liefen davon. Niemand würde damit rechnen, dass er sich in ihre Richtung bewegen würde, sich der Gefahr näherte. Ihre

Suche würden sie ab dem Strauch starten, wo ihn der Weiße gesehen hatte, um sie dann im näheren Umkreis weiter entfernt davon fortzusetzen. Die Idee, ihn in ihrer direkten Nähe, in der Mitte des Lagers, zu suchen, war abwegig. Sidibé wollte dorthin, wo sie ihre Trucks geparkt hatten, an den Ort, von dem sie die größte Bedrohung ausübten. Er wusste, wo er sich verstecken konnte. In Sekundenschnelle riss Sidibé einige Äste von dem Strauch ab, kroch los, so schnell er konnte, in Richtung der Trucks. Sorgfältig achtete er darauf, keine Spuren zu hinterlassen.

Ständig behielt er den Weißen im Blick, sah, wie der mit dem Islamisten mit dem schwarzen Kopftuch sprach. Der Mann in der Kakiuniform deutete auf den Strauch, unter dem Sidibé gerade noch gelegen hatte. Der Anführer der Islamisten befahl hektisch drei seiner jugendlichen Anhänger, dorthin zu rennen. Sidibé stockte der Atem. Er kroch unbeirrt weiter und fixierte die Kämpfer, die mit Maschinengewehren bewaffnet eilig von einem der Laster sprangen. Nur wenige Meter von ihm entfernt liefen sie los. Keiner bemerkte ihn. Alle hasteten in zehn Meter Abstand an ihm vorbei. Vorbei an dem stinkenden Erdloch, in das die Bewohner des Lagers immer ihre Abfälle warfen. Dort lag Sidibé jetzt. Die abgerissenen Zweige des Strauches hatte er zur Tarnung über sich gelegt. Der widerliche Gestank des verwesenden Mülls raubte ihm den Atem. Er betete zu Gott, dass man ihn nicht finden würde. Sidibé kauerte wie versteinert in dem Loch, eins mit dem Müll, seine Augen gleichzeitig auf seine Verfolger und auf das Geschehen im Lager gerichtet.

Weniger als fünfzig Meter von ihm entfernt stand der Weiße neben dem Anführer der verhüllten Islamisten. Die Kinder des Lagers knieten mittlerweile vor ihnen im Sand.

Sie bangten um ihr Leben. Der Weiße mit der Sonnenbrille stellte einen Aktenkoffer ab. Dann zerrten zwei Islamisten einen etwa sechsjährigen Jungen nach vorn und warfen ihn zu Boden. Sidibé erkannte, dass es Hamid war, der Sohn seines Cousins. Der Befehlshaber mit dem schwarzen Turban drängte den hellhäutigen Mann, den Koffer zu öffnen. Der kleine Hamid zitterte. Er wurde gezwungen, in den Koffer zu greifen, ihm etwas zu entnehmen. Sidibé sah eine Ampulle mit einer türkisfarbenen Kappe. Mit vorgehaltener Waffe befahl der Anführer dem Kind, die Ampulle zu öffnen. Dann musste er sie trinken, ihnen die leere Ampulle zeigen. Mit einem heftigen Fußtritt in sein Gesicht wurde der angsterfüllte Junge von dem Mann mit dem schwarzen Turban in den Sand gestoßen. Nach Hamid mussten noch fünf weitere Kinder die Ampullen trinken. Ihre Mütter wollten zu ihnen laufen, doch auf halbem Wege zu ihren Kindern wurden sie von den jugendlichen Milizen rücksichtslos erschossen. Der Sand verfärbte sich rot von ihrem Blut. Die Kämpfer jubelten im Drogenrausch über jeden Schuss, der eine der Frauen niederstreckte. Die Schützen waren kaum älter als die Kinder, die immer noch hilflos am Boden lagen und herzerreißend die Toten beklagten.

Aus seinem Erdloch beobachtete Sidibé, dass der sechsjährige Sohn seines Cousins plötzlich Krämpfe bekam. Sein ganzer Körper schüttelte sich. Hamid zuckte wie bei einem epileptischen Anfall. Er schrie vor Schmerzen. Keiner konnte seine Schreie stoppen. Hamid krümmte sich unter den Fußtritten, die ihm die Milizen verpassten, damit er ruhig war. Er war noch so klein, so zerbrechlich. Der Junge strampelte wehrlos am Boden, gelblicher Schleim vermischt mit klebrigem Blut quoll aus seinem Mund. Die Separatisten quälten ihn

mit ihren Tritten, bis er sich nicht mehr bewegte. Kurz darauf krümmten sich neben Hamid auch alle anderen Kinder, die die Ampullen hatten trinken müssen. Immer und immer wieder folgten Tritte und Gewehrkolbenhiebe der Kämpfer.

Der Anführer reichte dem Weißen seinen Revolver. Der hob ruhig die Waffe, zielte auf Hamid, der in nur drei Metern Entfernung vor ihm lag. Er wartete nicht lange. Ein flüssiger Brei spritzte aus dem Kopf des Jungen. Er spritzte bis zu den anderen weinenden, von Krämpfen geschüttelten Kindern. Der Weiße zielte in schneller Folge auf sie und erschoss sie ebenfalls. Kleine unschuldige Menschen, die das Recht hatten zu leben. Überall waren Knochensplitter, Innereien, Muskelfetzen, Blut. Der Anführer hatte genug gesehen. Er klopfte dem Weißen auf die Schulter und befahl seinen Leuten, wieder auf die Laster zurückzukehren. Die drei Soldaten, die Sidibé suchen sollten, waren erfolglos geblieben. Dieses Mal erhob der Anführer seine Waffe. Drei Schüsse später sackten die jugendlichen Kämpfer tot in den Sand.

Seit diesem Tag im November 2016 kannten Sidibés Gedanken kein anderes Ziel, als aus Mali zu fliehen. Jetzt, da er unter dem Strauch lag, dessen abgerissene Äste ihm damals das Leben gerettet hatten, blickte er in den nächtlichen Sternenhimmel. Seit Monaten fand er nachts keine Ruhe mehr. Er nutzte die Stille der Nacht und dankte Gott, dass er ihn am Leben gelassen hatte. Immer häufiger verlor Sidibé in solchen Momenten wie jetzt die Kontrolle über seinen Körper. Seine Muskeln zuckten dann wie wild bei dem Gedanken, irgendwann entdeckt und von dem Weißen ermordet zu werden. Seine Familie konnte ihm nicht helfen, außer mit dem Geld für seine Flucht, das sie seit Monaten für ihn sammelte.

Samstag, 25. März 2017 – 02:34 Uhr – Costa Blanca

Ein letzter natürlicher Atemzug, dann nahm Andy das Mundstück der Pressluftflasche zwischen die Zähne und glitt langsam mit seinem Tauchschlitten unter Wasser. Er hatte sich auf den Felsen am Ufer in den Trockentauchanzug gezwängt. Obwohl die Wassertemperatur es zugelassen hätte, kam der bequemere »halbtrockene« Neoprenanzug nicht infrage – die geplante Dauer des Tauchgangs war einfach zu lang. Sein Team hatte die Ausrüstung nach dem Zusammenbau sorgfältig überprüft. Wie waren Tiefenmesser und Restluftanzeige angeschlossen? Hatten sie alle Ventile weit genug geöffnet? War die Versorgung mit einem zweiten Mundstück und die Notluftzufuhr in Ordnung? Waren die Scheinwerfer funktionsfähig und die Motoren, die Andy unter Wasser als Antriebshilfe dienten? Viel zu lange hatte es gedauert, die Ausrüstung die steile Böschung hinunter zu dem Felsvorsprung zu schleppen, der ihr geheimes Basislager werden sollte. Trotzdem ging jeder, ohne in Hektik oder Zeitdruck zu geraten, konzentriert seine Checkliste durch, sorgfältig auf jedes noch so kleine Detail achtend. Jeder Fehler, den sie jetzt machten, könnte Andys sicheren Tod bedeuten.

Endlich im Wasser waren alle vorangegangenen Anstrengungen vergessen. Weit genug von der Einstiegsstelle entfernt konnte der Deutsche einen Scheinwerfer auf seinem Schlitten einschalten, da man ihn vom Ufer aus nicht mehr sehen würde. Im Schein der Lampe offenbarte sich ihm die Unterwasserwelt des Mittelmeers. Jäger waren unterwegs, die sich tagsüber im Verborgenen aufgehalten hatten. In einiger Distanz konnte er eine frei schwimmende Muräne erkennen. Sie hatte nicht die Größe, wie er sie von ihren Artgenossen in den Gewässern der Malediven kannte. Ihr Anblick war den-

noch imposant. Die Spalten und Höhlen, die kennzeichnend für diesen Bereich der spanischen Küste waren, boten Muränen den idealen Lebensraum. Er traf auf schlafende Zackenbarsche, die sich in den Spalten versteckten. Sie hatten ihren Hunger zu Beginn der Nacht bereits gestillt. Röhrenwürmer mit fächerigen Tentakeln wagten sich aus ihren dunklen Löchern hervor. Andy glitt mit sanftem Flossenschlag an ihnen vorbei, während er souverän den Schlitten lenkte, der ihn seinem Ziel näher bringen sollte.

Die Strömung heute Nacht war ideal. Der Taucher konnte sich ganz auf die bevorstehenden Aufgaben konzentrieren. Er würde es sofort bemerken, wenn sich die Strömung änderte. Wenn er den Druck des sich vermischenden Wassers spürte, hatte er die Höhlenöffnung erreicht. Dort würde das Süßwasser ins Meer strömen. Andy musste den genauen Ort finden. Er genoss das ruhige Surren des Elektromotors. Sobald er den Eingang der Höhle entdeckt hatte, würde er die Beleuchtung auf maximale Stärke stellen und sich von dem Hightech-Schlitten ins Innere ziehen lassen.

Samstag, 25. März 2017 – 04:10 Uhr – Dianké

Sidibé war stolz auf seine Familie, die ihm trotz oder vielleicht auch gerade wegen der getöteten Kinder eine Zukunft in Europa ermöglichen wollte. Sie wussten von seiner Todesangst vor dem weißen Mörder. Sidibé war jung, stark, schlau. Jeder in seiner Verwandtschaft glaubte, dass er es als einer der wenigen von ihrem Stamm aus eigener Kraft schaffen konnte, der Hölle Malis zu entfliehen. Sidibés Jugendfreund hatte Glück gehabt. Jetzt war er ein erfolgreicher Fußballer in Spanien. Aus den Zeitungen hatte Sidibé davon erfahren. Sein Freund war mittlerweile einer von den Spielern der

Primera División, der höchsten spanischen Fußballliga, die unglaubliche Millionengehälter verdienten. Es war nicht der Reichtum seines früheren Spielkameraden, der ihn faszinierte. Vielmehr war es die Aussicht darauf mitzuerleben, wie sich achtzigtausend Menschen an einem Ort versammelten, um friedlich ihre jeweiligen Teams anzufeuern. Ein schöner Gedanke. In seiner umkämpften Heimat völlig unvorstellbar. Wenigstens einmal in seinem Leben wollte Sidibé in Barcelona, Madrid oder Valencia in einem Stadion mit so vielen Menschen sein, ohne um sein Leben fürchten zu müssen.

Sidibé betete zu Gott, dass er es bis dorthin schaffen würde, um kein Leben voller Entbehrungen mehr führen zu müssen. Die eiskalten blauen Augen des skrupellosen Mannes mit dem Aktenkoffer verfolgten ihn jede Nacht in seinen Träumen. Diesen Blick würde er nie vergessen können. Aus relativ kurzer Entfernung hatte er sein Gesicht gesehen, die Furchen auf der Stirn, seine dunklen Augenringe, die rot unterlaufenen Augen von den Drogen, die ihn benebelt hatten. Sidibé wusste nicht, was dieser Mörder unternehmen ließ, um ihn zu fassen und zu töten. Er wusste allerdings, dass es höchste Zeit war, nach Spanien aufzubrechen.

Kurz nach vier Uhr morgens hatte er seine Familie verlassen. Seiner Mutter brach es das Herz, und doch drückte sie ihm beim Abschied ein kleines Päckchen mit ein wenig Bargeld in die Hände. Sie umarmte ihn ein letztes Mal ganz fest.

»Mein Sohn, ich wünsche dir ein besseres Leben. Melde dich, wenn du in Tanger bist, wir überweisen dir dann das Geld für die Überfahrt.«

Sidibés Familie war nicht arm, denn sein Vater wie schon sein Großvater wussten, wo sie in der Wüste suchen muss-

ten. Mit etwas Glück fanden sie immer wieder mal einzelne Goldklumpen, die sie auf den umliegenden Märkten zu Geld machen konnten. Von diesem jahrhundertealten Wissen seiner Familie über die Fundstellen in der Wüste, dort, wo sich die ausländischen Konzerne nicht hintrauten, sollte ihr Sohn jetzt profitieren. Nahezu dreitausend Dollar hätten sie für seine Flucht schon bald beisammen. Sidibé fühlte, dass seine Entscheidung, die Flucht zu wagen, die richtige war. Er würde es schaffen. Jetzt musste er Informationen darüber sammeln, wie sie gelingen konnte. Im benachbarten Léré wollte er sich umhören, Verbindung zu einem Schlepper aufnehmen.

Nachdem er gegen neun Uhr in der Stadt eingetroffen war, hatte er den Mann aufgesucht, über den man sich erzählte, dass er einem zur Flucht verhelfen konnte. Vorbei an einem schäbigen Hinterhof gelangte er in ein heruntergekommenes Zimmer, das der Schlepper als sein »Büro« bezeichnete. In den Nebenzimmern gingen mehrere blutjunge Frauen Beschäftigungen nach, für die Sidibé niemals bereit gewesen wäre, Geld zu bezahlen. Das Haus stank nach Geschäften, die weder legal noch erfolgreich waren. Der Schlepper hatte versprochen, ihm gegen Geld, viel Geld, Kontakt zum Kapitän eines Schiffes herzustellen. Der Kapitän, ein angeblich sehr erfahrener Mann mit einem modernen Schiff, würde ihn von Marokko aus nach Europa bringen. Trotz vieler Stürme bei der Überfahrt in der Straße von Gibraltar und aggressiver Grenzpatrouillen sei es diesem Kapitän immer wieder gelungen, Afrikaner wohlbehalten nach Europa zu schleusen.

Eine glatte Lüge. Der rücksichtslose Schlepper wusste nur zu gut, dass bislang kein einziger Flüchtling dank ihm den Neuanfang in Europa geschafft hatte. Der angebliche Kapitän

existierte nicht. Der Schlepper wollte selbst nur weg aus Afrika. Dazu brauchte er das Geld, das er sich über jede noch so üble Lüge und Gaunerei verdienen musste. Das Gespräch mit dem zwielichtigen Verbrecher dauerte keine fünfzehn Minuten. Dann hatte Sidibé genug gehört. Der Mann hatte ihm geraten, sich in der Nähe der französischen Militärstützpunkte nach Mitfahrgelegenheiten umzusehen. Dort würden Laster, die ihre Ladung abgeliefert hatten, auf dem Rückweg in den Westen des Landes sein. Gegen genug Geld könnte man sich einen Platz auf einem dieser Laster kaufen. Höflich erbat sich Sidibé Bedenkzeit für den Deal. Er war froh, als er die stinkende Umgebung wieder verlassen hatte, ohne ausgeraubt oder, wie die armen Mädchen in den Nebenzimmern, versklavt worden zu sein.

Typen wie diesen Menschenhändler verabscheute er. Wahrscheinlich würde Sidibé auf seiner Flucht andauernd solch miesen Kerlen begegnen. Vorsicht war geboten, insbesondere dann, wenn er auf seiner beschwerlichen Reise übermüdet und von Hunger und Durst geschwächt sein würde. Wegen der Überfahrt machte er sich noch keine Sorgen. Er musste nur in der Nähe von Tanger ankommen, dann hätte er es geschafft. Vor Ort würde er schon ein zuverlässiges Boot finden. Schließlich trennten bei Tanger an der schmalsten Stelle nur noch vierzehn Kilometer Wasser Afrika von Europa. Vierzehn Kilometer bis in ein neues Leben!

Montag, 27. März 2017 – 06:06 Uhr – Brüssel

Das Wochenende über hatte Jacques an den letzten Folien für ihre Präsentation gearbeitet. Wie gerne hätte er seine wenigen freien Stunden mit Ellen verbracht. Das Aus ihrer Beziehung war schmerzhaft, gleichzeitig aber auch noch zu

frisch, um einen Neuanfang bei ihr zu wagen. Als Jacques sich am Montag, morgens um sechs Uhr, am Flughafen in Brüssel mit Al-Gé traf, sah ihn sein Partner mitleidig an.

»Und? Schönes Wochenende gehabt«, fragte er ironisch.

Jacques schüttelte den Kopf. »Es ist aus. Ellen hat Schluss gemacht, ohne überhaupt mit mir zu reden. Wahrscheinlich hat der Kater ihr die Wohnung völlig ruiniert.«

»Wenigstens hat er überlebt.« Al-Gé schlug ihm aufmunternd auf die Schultern. »Na dann! Willkommen zurück im Club. Denk daran, dass das Singledasein auch unbestreitbare Vorteile hat. Zum Beispiel hast du jetzt wieder mehr Zeit für Algamondo.«

Damit war für die beiden langjährigen Freunde Ellen als Thema beendet. Im Flieger gingen sie nochmals die letzte Version ihrer PowerPoint-Folien durch. Die Präsentation musste sitzen wie die Anzüge, in die sie sich heute extra bemüht hatten.

Die Auswahl an geeigneten Investoren war, nach der Absage des Investors aus Paris, mittlerweile auf zwei Kandidaten geschrumpft. Die größte Hoffnung ruhte auf dem heutigen Treffen mit Early Morning Venture. Der andere mögliche Investor, ein Fonds aus Monaco, hatte sich seit Wochen nicht mehr bei ihnen gemeldet.

Gegen halb neun fuhren die Belgier äußerst nervös im Taxi durch die Münchener Maximilianstraße. Ein grauer Schleier hatte sich über die Stadt gelegt. Es nieselte.

Als sie kurz vor neun Uhr den Empfangsraum von EMV im ersten Stock eines altherwürdigen Gebäudes in der Nähe der Oper betraten, wurden sie bereits erwartet. Die Algamondo-Gründer waren überrascht von der Ruhe, die in den großzügigen Räumen herrschte. Es waren kaum Mitarbeiter in

dem repräsentativen Altbaubüro. Ein Mann Anfang dreißig kam freundlich lächelnd auf sie zu.

»Sebastian Seifried«, stellte er sich vor. »Ich bin einer der zwei Geschäftsführer von EMV Deutschland. Wundern Sie sich nicht über die Ruhe hier bei uns. Wir investieren in ganz Europa. Meine Mitarbeiter sind ständig unterwegs. Heute London, morgen Mailand, Paris oder Oslo. Aber wem erzähle ich das denn? Sie als erfolgreiche Unternehmer kennen das ja auch ...«

Sebastian Seifried hatte einen leichten Sonnenbrand im Gesicht. Die Ränder der Skibrille waren nicht zu übersehen. Offenbar war er am Wochenende in den Bergen Skifahren gewesen.

»Schön, Sie endlich persönlich kennenzulernen«, begrüßte er die beiden und führte sie höflich einen mit unverständlicher moderner Kunst ausgestatteten Gang entlang. Alles an ihm wirkte perfekt: der Maßanzug, die Schuhe, die straff nach hinten gegelten dunklen Haare. »Kommen Sie«, sagte er, »wir gehen in mein Büro.«

Sie betraten einen spartanisch und modern eingerichteten, großzügigen Raum, durch dessen Fenster man auf die Oper blickte. Neben einem ausladenden Schreibtisch, auf dem sich außer einem Laptop nichts befand, saß ein Mann. Er erhob sich aus einem Designerstuhl.

»Mein Kollege, Holger Schmidt«, stellte Seifried ihn vor.

»Mit dt«, ergänzte Schmidt. Er wirkte wie der jüngere Bruder von Seifried – die gleiche Frisur, das gleiche makellose Outfit, ein leichter Sonnenbrand.

Während die drei Männer sich die Hände schüttelten, setzte Seifried sich an seinen Schreibtisch. Er wartete, bis die anderen auf den Gästestühlen ebenfalls Platz genommen

hatten. Dann kam er ohne jeglichen Small Talk direkt zur Sache.

»Lassen Sie uns keine Zeit verlieren. Ich gestehe, dass ich zu beschäftigt war, um einen Blick in die Dateien zu werfen, die Sie uns vor gut acht Wochen zugeschickt haben. Es gab so viele wichtige Dinge, Sie verstehen? Umso gespannter bin ich auf das, was Sie uns heute präsentieren werden. Wir haben gut eine Stunde zusammen. Holger wird nach dreißig Minuten übernehmen, da ich dann in die nächste Telko muss.«

Al-Gé warf Jacques einen verständnislosen Blick zu, der ausdrücken sollte: »Wieso hat der Kerl nichts von unserem Material gelesen?« Sein Partner nickte ihm achselzuckend zu. Dann begann Jacques seinen Vortrag. Seifried und Schmidt machten den Eindruck, als würden sie ihm kaum zuhören. Seifried blickte pausenlos auf seinen Laptop. Schmidt, mit dt, war von einem YouTube-Video eines Skifahrers im Tiefschnee abgelenkt, das er sich während des Vortrags auf seinem Handy ansah. Jacques hatte alle Mühe, seine zunehmende Frustration zu verbergen. Als Seifried wegen seines wichtigen Telefonats nach dreißig Minuten weiterhin freundlich lächelnd das Meeting verließ, übernahm Holger Schmidt die Frage-
runde.

»Sagen Sie, welche Pläne haben Sie für Ihren Börsengang? Wann glauben Sie, ist es so weit? Mit wem wollen Sie den Deal durchziehen? Haben Sie schon an eine spezielle Bank für die Emission Ihrer Aktien gedacht?«

Jacques traute seinen Ohren kaum. Wurde hier wirklich ernsthaft in einem ersten Kennenlerngespräch von einem höchstens fünfundzwanzigjährigen Burschen ein Börsengang in Erwägung gezogen?

»Wissen Sie, Herr Schmidt«, sagte Jacques mit betont ruhiger Stimme, »ich denke in dieser Hinsicht eher konservativ. Zum Wohle des Unternehmens halte ich einen Börsengang erst ab hundert Millionen Euro Umsatz für erstrebenswert. Dann hätten wir genug Substanz, um längerfristig denkende institutionelle Anleger von Käufen unserer Aktien zu überzeugen.«

Holger Schmidt zuckte mit den Schultern. »Nun, das ist ziemlich ›old school, wenn ich so sagen darf. Bis Sie sich überlegen, ob Sie an die Börse gehen können, haben Ihre Wettbewerber Sie längst überrannt. Ich würde mich gleich morgen darum kümmern, mit welchen Banken wir Ihr Bookbuilding durchziehen. Ich dachte da an Goldman für die USA, HSBC für Asien und die Credit Swiss für Europa. Wissen Sie, die Jungs dort kenne ich ganz gut.«

»Ach, wirklich«, sagte Jacques. »Soweit ich informiert bin, sind Sie erst seit einem Jahr bei EMV. Verzeihen Sie meine Neugier, aber wie viele Börsengänge haben Sie da schon durchgeführt?«

Wenn ihn die Frage ärgerte, ließ Holger Schmidt es sich nicht anmerken. »In Europa noch keinen«, gab er zur Antwort. »Aber am Freitag hat mich ein amerikanischer Kollege aus unserem Office im Silicon Valley als Berater in sein Team aufgenommen. Das wird ein Megadeal. Wir werden fünfhundert Millionen über die Börse einwerben, um ein Unternehmen, das eine App für einen Pizza-Lieferservice entwickelt hat, von Kalifornien aus nach Europa zu bringen. Wir beginnen in Skandinavien, um den Hipstern in Oslo im Winter mit einer frischen Pizza südländisches Lebensgefühl zu vermitteln. Das Beste, die Verpackung wird aus recycelbarem Bioplastik bestehen. Wir werden es aus den Abwässern großer

Städte gewinnen und in einer eigenen 3-D-Drucker-Fabrik produzieren. Krass, oder?»

Offensichtlich war der junge Mann mit der Vorfreude auf diesen Deal seit acht Wochen so sehr beschäftigt, dass er sich keinerlei konkrete Fragen zu Algamondo überlegt hatte. Die nächsten zwanzig Minuten gequälter Diskussion waren von Schmidts Schilderung der jüngsten Erfolgsstorys von EMV geprägt. Ausgiebig erläuterte er ihr perfektes Netzwerk im Silicon Valley. Jacques und Al-Gé wurde rasch bewusst, dass das heutige Treffen nichts als vergeudete Zeit war. Die Investoren von EMV hatten noch nicht einmal im Ansatz begriffen, und sich auch gar nicht darum bemüht zu verstehen, was für ein enormes Potenzial in ihrem Start-up steckte.

Bei der hektischen Verabschiedung – die nächste Telekonferenz wartete – war man so verblieben, dass Sebastian Seifried sich mit den EMV-Partnern in den USA und in Shanghai beraten würde. Sofern diese ein Investment aufgrund der Marktgegebenheiten in ihrer jeweiligen Region befürworteten, stünde dem Investment laut Schmidt eigentlich nichts im Weg. Sie würden sich bei einem nächsten Treffen bestimmt auf eine angemessene Bewertung verständigen. Holger Schmidt hatte noch darauf hingewiesen, dass Early Morning Venture zukünftig sämtliche wesentlichen Arbeiten mitgestalten werde. Die beiden Gründer hätten jetzt Gelegenheit, sich damit zu beschäftigen, wie viel Prozent der Anteile sie nach einem möglichen Investment behalten wollten. Der üblichen Praxis entsprachen maximal zwanzig Prozent. Das mochte sich zunächst abschreckend anhören, aber so seien nun einmal die Gepflogenheiten. Nur wenige Kapital suchende Unternehmen wären überhaupt ausreichend qualifiziert, Early Morning Venture als Investor zu gewinnen. Bei Alga-

mondo sei er da, sofern die Bedingungen von EMV ausnahmslos akzeptiert würden, allerdings zuversichtlich.

Montag, 27. März 2017 – 09:45 Uhr – Monaco

Es gab eine Zeit, da kannte er die Straßen Bagdads besser als die von Washington. Dabei war der Regierungssitz an der amerikanischen Ostküste seine Heimatstadt. Auf dem Weg vom Flughafen zur amerikanischen Botschaft in Bagdad gab es keinen Winkel, mit dem er nicht vertraut war. Man hatte ihn für den Job im Irak ausgewählt, damals, an jenem heißen Tag im Mai 2003, weil er der Beste war. Drei Jahre hatte seine Zeit im Irak gedauert. Sie endete damit, dass es ihm bei einem Einsatz gelungen war, dem amerikanischen Verteidigungsminister das Leben zu retten. Neun Kameraden waren gefallen, verbrannt in dem gepanzerten Fahrzeug, in dem sie alle zusammen unterwegs gewesen waren. Völlig unerwartet war eine Autobombe auf der Fahrbahn explodiert. Ein Eselskarren hatte den Weg blockiert. Der Karren und der Esel waren umgekippt. Da überall Melonen auf der staubigen Piste verteilt waren, mussten sie bremsen. Kaum standen sie, zerriss eine Explosion den Esel, der Teil der perfekt inszenierten Falle war, in Tausend Stücke.

Peter Miller, wie er sich heute nannte, hatte am schnellsten reagiert. Die anderen Mitglieder seiner Einheit waren in Schockstarre in dem gepanzerten Fahrzeug geblieben und ausgebrannt. Gedankenschnell hatte er das Fahrzeug rechtzeitig verlassen, den bewusstlosen Minister gepackt, auf seine Schultern gelegt und war losgespartet. Sofort waren sie unter Beschuss geraten. Die Kräfte und der Mut, die er in diesem Moment mobilisieren konnte, wurden bei der Truppe zur Legende. Der Minister und er überlebten. Ab da hieß

er in den eingeweihten Kreisen Washingtons nur noch »Conan«.

Körperlich war Conan, abgesehen von wenigen Narben, wieder völlig genesen. Dennoch hatte er entschieden, dass er sich zukünftig anderen Aufgaben zuwenden wollte. Das, was er heute in Monaco tat, hatte mit seinen früheren Jobs im Irak, in Afghanistan und all den anderen Brennpunkten dieser Welt, wenig zu tun.

Der Verteidigungsminister hatte seinen Wechselwunsch zu der Firma befürwortet. Conan war gut, hatte ein solides wirtschaftliches Verständnis und konnte sich schnell für höhere Führungsaufgaben qualifizieren. Der ehemalige Minister, der heute Stabschef im Weißen Haus war, hatte seinen Aufstieg nie aus den Augen verloren. So hatte Conan dank dessen Fürsprache einen der wenigen Traumjobs ergattert, die die CIA zu vergeben hatte. Seine Aufgabe war es, in Europa nach Innovationen Ausschau zu halten, die für Amerika von strategischer Bedeutung sein könnten. Conan war kein Mensch, der sich gemütlich bei mediterraner Lebensart in Monaco einrichtete und eine ruhige Kugel schob. Kaum einer in der Firma und ihren über hundertdreißig Auslandsbüros arbeitete so fleißig und gewissenhaft wie er. Schreibkram war nach wie vor nicht sein Ding. Seine Dossiers für Washington waren in der Regel kurz und knapp. Alles Wichtige berichtete er John Lewellen, seinem Vorgesetzten, mündlich. John war nicht nur sein Chef, sondern auch sein Freund. Er würde die entscheidenden Informationen den zuständigen Stellen in Washington dann in angemessener Form übermitteln.

Als ehemaliger Navy-Seal hatte Conan gelernt, schwersten körperlichen Belastungen standzuhalten. Er war jahrelang darauf trainiert worden, immer kühl im Auge zu behalten,

was ihm helfen würde, unter allen Umständen zu überleben. In seinem neuen Job bedeutete das, im Geschäftsleben die Augen offen zu halten nach Erfindungen, die Amerikas Vormachtstellung in der Welt sicherten.

Seine Arbeit leistete Peter Miller nicht mehr im Feldeinsatz. Er hatte das Transportflugzeug und den Helikopter gegen Linienmaschinen getauscht. Jetzt fand der Kampfeinsatz an seinem Schreibtisch gegen Aktenberge statt. Konditionstraining in Krafträumen betrieb er ausschließlich zu seinem privaten Vergnügen. Beruflich quälte er sich kaum noch mit Klimmzügen und stundenlangen Läufen im Meeressand. Aus dem Elitesoldaten war ein cleverer Investor mit Firmensitz in Monaco geworden.

Nicht immer war es leicht gewesen, John Lewellen und den Jungs in Washington klarzumachen, was Peter in Europa genau tat und warum er sich so intensiv mit Umweltschutztechnologien beschäftigte. Peters Fokus lag auf erneuerbaren Energien. Europa war von dem Import von Rohstoffen zur Energieerzeugung abhängig. Russlands Gaslieferungen dominierten die europäische Energieversorgung und machten die europäischen NATO-Partner, die über kein eigenes Öl verfügten, erpressbar. Die europäische Industrie hatte von daher Anfang der 2000er-Jahre damit begonnen, sich nach alternativen Energiequellen umzusehen. Gerade in der aktuellen politischen Situation und nach Russlands Einmarsch und Besetzung der Krim vor drei Jahren propagierten führende europäische Politiker die Energiewende.

Im Gegensatz zu seinen europäischen Verbündeten hatte Amerika Öl, viel Öl. Fracking sowie die gerade anlaufende Erkundung und Erschließung des Permischen Beckens im Westen Texas trugen dazu bei, die Rohstoffvorräte der USA

langfristig zu sichern. John hatte Peter daher in ihren Diskussionen immer wieder gefragt: »Was haben wir schon groß zu befürchten?« Mittlerweile hatte John Lewellen die Risiken der Energieversorgung mit fossilen Brennstoffen auch für Amerika verstanden. Durch Fracking gefördertes Öl war teuer in der Exploration und erforderte einen enormen Wasserverbrauch. Peters Suche nach alternativen Energiequellen hatte er daher für gut und überlebensnotwendig befunden.

Conan und seine Kollegen studierten fleißig sämtliche Veröffentlichungen der einschlägigen Fachzeitschriften. Sie hatten zahllose Konferenzbeiträge und Hunderte von Businessplänen ausgewertet, die sie systematisch sammelten. Das Team in Monaco war überzeugt, dass ein baldiger Technologiesprung zu erwarten war, der die europäische Energiewende beflügeln konnte. Peter und all die anderen europäischen Investoren waren auf der Suche nach »Disruptoren«. Also nach Unternehmen, die zunächst unscheinbar und schleichend eine Marktentwicklung in Gang setzten, die dann plötzlich und abrupt das Potenzial hatte, ganze Branchen umzukrempeln. Peter war sich sicher, dass solche Disruptoren schon bald die Versorgung mit erneuerbarer Energie revolutionieren würden. Dieser Boom konnte Auswirkungen auf die gesamte Weltwirtschaft und die amerikanische Politik entwickeln. Wenn es erst einmal zu einem Wettlauf auf die besten Unternehmen käme, würde es vermutlich auf Dauer weltweit nur zwei bis drei von ihnen gelingen, sich die entscheidenden Marktanteile zu sichern. Die USA mussten hier rechtzeitig reagieren. Sie durften keinesfalls die bevorstehende Rallye verpassen. So der Tenor von Conans letztem Memo, das er John mit anschaulichen Beispielen für mögliche Disruptoren im Energiebereich geschickt hatte. In gut

